



“Die ‘Annales’ in Straßburg: Tradition, Erneuerung, Krise”

Bertrand Müller

► To cite this version:

Bertrand Müller. “Die ‘Annales’ in Straßburg: Tradition, Erneuerung, Krise”. Zeitschrift für Ideengeschichte, In press. halshs-03099398

HAL Id: halshs-03099398

<https://shs.hal.science/halshs-03099398>

Submitted on 6 Jan 2021

HAL is a multi-disciplinary open access archive for the deposit and dissemination of scientific research documents, whether they are published or not. The documents may come from teaching and research institutions in France or abroad, or from public or private research centers.

L’archive ouverte pluridisciplinaire **HAL**, est destinée au dépôt et à la diffusion de documents scientifiques de niveau recherche, publiés ou non, émanant des établissements d’enseignement et de recherche français ou étrangers, des laboratoires publics ou privés.

Bertrand Müller

Die *Annales* in Straßburg

Tradition, Erneuerung, Krise

Historiker und die Beteiligten selbst haben oft die Verbindung zwischen der Gründung der *Annales d'histoire économique et sociale* im Jahr 1929 und dem Ort, an dem dies geschah, betont – nämlich an der 1919 „wiedererlangten“ Universität von Straßburg.¹ Zwei Schritte des Neubeginns trafen hier zusammen: zum einen der der Universität, nach dem Krieg ein Hort der intellektuellen und politischen Hoffnungen und Illusionen, zum anderen der der Sozialwissenschaften, deren neues Fundament eine Zeitschrift sein sollte.² Diese Verbindung zu ziehen ist jedoch problematisch, denn zur Gründung der *Annales* kommt es 1929, am Ende einer Phase, als ihre Väter schon dabei waren, gemeinsam mit anderen eine Universität zu verlassen, die zur „Normalität“ zurückgekehrt war, ohne dass es dabei gelungen wäre, sie wieder vollständig in die Stadt und die Region einzubinden. Das Beispiel Straßburg wirft Fragen zu einer weiteren Verbindung auf: der zwischen der Ideengeschichte und der kurzen Zeitdauer, die eigentlich ihrem langen Atem zuwiderläuft. Die ganz genauen Daten, zum Beispiel der 15. Januar 1929, das Erscheinungsdatum der ersten Nummer der *Annales* in Straßburg, sind oftmals nur symbolische Eckpunkte viel größerer Zeitspannen; sie helfen Traditionen zu fixieren, die ihren eigenen Rhythmen folgen.

In einem kürzlich veröffentlichten (und zu lang geratenen) Aufsatz habe ich versucht, die komplexen Verbindungen zwischen den (historiographischen) Ideen, den (universitären) Institutionen und dem, was man vorschnell als die „Ereignisse“ bezeichnet (den Weltkrieg, der noch nicht der Erste war),

¹ Die umfangreichste Arbeit über die *Annales*, Straßburg und Deutschland stammt von Peter Schöttler: *Die „Annales“-Historiker und die deutsche Geschichtswissenschaft*, Tübingen 2015.

² Siehe dazu Françoise Olivier-Utard: *Une université idéale? Histoire de l'Université de Strasbourg de 1919 à 1939*, Straßburg 2016.

herauszuarbeiten.³ Die zahllosen Untersuchungen aus jüngerer Zeit haben nicht alle Fragen darüber erschöpft, wie sich der Krieg auf das Wissen, die Wissenschaften, die Gelehrten oder die Universitäten ausgewirkt hat. In diesem kurzen Kommentar werde ich mich damit begnügen, einige Überlegungen zu vernachlässigten Kontinuitätselementen und durch das Ereignis verschärften Brüchen anzustellen.

Universitätstradition, Geistestradition

„Wir stehen vor der Aufgabe, wieder an den ‚Faden der Tradition‘ anzuknüpfen, der über die Jahrhunderte hinweg die neue Universität mit einer Universität verbindet, ‚die einen guten Ruf unter allen Universitäten Europas genossen hat‘, zuvor aber gilt es, das deutsche Intermezzo abzuschließen und aus dem Jahrhunderte alten ‚Hort des Humanismus‘ zu schöpfen, einer ‚noch immer lebendigen und eigenständigen Tradition, wie sie selbst an den Universitäten Frankreichs herrscht, ‚die in einer überholten Unterrichtsweise feststecken‘.“⁴ Diese Worte des Universitätsrektors Sébastien Charléty (1867-1945) schlagen denselben Ton an wie diejenigen Christian Pfisters (1857-1933), des neuen Dekans der Philosophischen Fakultät: Beide wollen bei den Eröffnungsfeierlichkeiten des Jahres 1919 die Wiedergeburt einer Tradition betonen „die fast ein halbes Jahrhundert lang unterbrochen war.“ Aber um welche neue Universität handelt es sich da? Die Universität, in die man 1919 wieder einzog, ist 1872 von den Deutschen in einer vollständig umgestalteten und modernisierten Stadt erbaut worden, und zwar in einem neuen Viertel ‚der Neustadt‘. Umgeben von neuen Gebäuden, dem Kaiserpalast und der Universitätsbibliothek lag die Universität in einem jüngst geschaffenen Wohnviertel, in dem die deutschen Universitätsmitglieder wohnten, bis sie 1919 rabiāt aus ihren Wohnungen herausgesetzt wurden, um Platz für die in der Mehrzahl aus Paris stammenden, nun französischen Universitätsangehörigen zu schaffen. Wie die *Kaiser-Wilhelms-Universität*

³ Bertrand Müller: „L’université de Strasbourg dans l’immédiat après-guerre (1919-1925): lieu ou moment de reconfiguration des sciences sociales“, in *Revue d’histoire des sciences humaines*, 33 (2018), S. (211-240)

⁴ Sébastien Charléty: „Discours“, in *Université de Strasbourg. Fêtes d’inauguration*, 21. 22. 23. November 1919, Straßburg, 1919, S. 5-8.

zuvor stand auch die französische unter einer besonderen Rektoratsverfassung, und wie jene unterstand auch diese den politischen Entscheidungen der jeweiligen Regierung. 1919 ebenso wenig wie 1872 hat der versuchte Neuanfang mit dem politisch-intellektuellen Dominanzstreben gebrochen, das jeweils zulasten der Stadt und der Region ging.

Wie sollte nun das deutsche „Intermezzo“ beendet werden? Durch die Kontrastierung mit den geistigen und moralischen Vorzügen der Tradition des französischen Laizismus, deren Überlegenheit sich im Scheitern der „autoritären Germanisierung“ gezeigt hatte. Der Verweis auf die Tradition ist eine Möglichkeit, an eine glanzvolle Vergangenheit anzuknüpfen, mit der sich „die eifersüchtige Bewunderung“ der „deutschen Wissenschaft“ zurückdrängen ließ.⁵ 1919 äußerte sich „die französische Krise des deutschen Denkens“ im Wunsch nach Vergeltung so wie sich die „Erneuerung Frankreichs“ (Henri Berr) im „Schreckgespenst des Vergleichs“ äußerte.⁶

Im Spiegel der Niederlage von 1870 ist der Sieg von 1918 zwar ein militärischer, vor allem aber ist er ein geistiger. Frankreich hat die „Schlacht der geistigen Köpfe“ gewonnen und die Universität von Straßburg wurde zum Hort der Illusionen und der Enttäuschungen über die Bewunderung der Deutschen und Objekt einer quasi narzisstischen Fixierung auf die „moralischen Vorzüge“ und die „intellektuellen Tugenden“ der Franzosen.⁷ Die Universität wird als französisches Gegenmodell zur deutschen Erfahrung, aber auch als eine Versuchsanstalt für die angestrebte Reform des französischen Universitätswesens betrachtet. Sie wird nicht bloß als ein rechtsrheinisches Modell gegenüber dem linksrheinischen gesehen, sondern als ein internationales und europäisches; als ein Mittel der „Franzisierung“ des Elsass, wo sie zuvor ein Mittel seiner Germanisierung war.

Von Deutschland lernen, von Deutschland verlernen⁸

Die Beziehung zu Deutschland spielt nicht allein im Bereich der Institutionen und der Organisation eine Rolle, sie dreht sich auch um das

⁵ Henri Berr: „L’histoire universelle“, in *Revue des synthèses historiques*, 30, 88 (1919), S. IX.

⁶ Olivier-Utard (2017), S. 23.

⁷ Henri Berr: *Le germanisme et l’esprit français*, Paris 1919, S. 215.

⁸ Siehe zu diesem Thema die zahlreichen Arbeiten von Peter Schöttler, insbesondere: *Die „Annales“-Historiker und die deutsche Geschichtswissenschaft*, Tübingen 2015.

Geistige und Wissenschaftliche. Der in Straßburg geborene Charles Andler (1866-1933), Germanist und kämpferischer Sozialist, war maßgeblich an der Wiedereröffnung der Universität von Straßburg mitbeteiligt und galt als ein guter, aber kritisch distanzierter Kenner Deutschlands, der deutschen Universität und der deutschen „Wissenschaft“. Vor allem die Reformanstrengung und die Errichtung neuer Universitäten in Deutschland haben ihn von der Bedeutung der Universitätsinstitute überzeugt, die aus den deutschen Universitäten ein „Geflecht von Versuchsanstalten“ machten. Dennoch habe Deutschland „die Spezialisierung überzogen“ und sei wie besessen von der Vergangenheit. Andler verweist damit auf die Frage des Historismus und auf das, was in seinen Augen eine Pervertierung der von diesem eingenommenen Pose der „historischen Unparteilichkeit“ ist: auf seine „elegante und passive Neutralität“, die „einen hoch aristokratischen Skeptizismus erzeugt“ und „den Akademikern noch die kleinste oppositionelle Regung unmöglich macht“.⁹ Von Deutschland zu verlernen, das heißt mit Andler gesprochen, zuverderst die Gefahren einer auf die Spitze getriebenen Spezialisierung zu erkennen und „die Überlegenheit der allgemeinen Vernunft über das Spezialwissen“ zu verfechten.

„Von Deutschland verlernen“, dieser Ausdruck stammt von einem weiteren germanophilen Europäer. Henri Pirenne (1862-1935), den die deutschen Besatzungsbehörden im Krieg interniert hatten, war vor 1914 ein gleichermaßen ausgezeichneter Kenner wie geschätzter Gesprächspartner der deutschen Historiker.¹⁰ Obwohl er den Chauvinismus, die Überheblichkeit und die rassistischen Äußerungen der deutschen Historiker harsch kritisiert, lehnt er es ab, dem Nationalismus der anderen Seite zu huldigen, wie er sich in der Haltung vieler Intellektueller zeigte, und warnt vor einem, wie er formuliert, „Kreuzzug gegen die deutsche Wissenschaft“. Von Deutschland verlernen, das bedeutet nun die nationalistisch wissenschaftlichen Mythen anzuprangern und die Wissenschaft in eine universalistische Perspektive zu rücken, an den ihr angestammten Platz. Ziel müsse es sein, wieder an eine Vorstellung von

⁹ Charles Andler: „La Rénovation présente des Universités allemandes et des Universités françaises“, *Revue internationale de l'enseignement supérieur* (1919), S. 432-447

¹⁰ 1919 gehörte er zu denen, die maßgeblich an der Wiederbelebung internationaler Wissenschaftsbeziehungen beteiligt waren. 1923 leitete er den ersten Weltkongress der Geschichtswissenschaften nach dem Krieg. Er fand (unter Ausschluss deutscher Historiker) in Brüssel statt und unterhielt besondere Beziehungen zur Universität von Straßburg.

Wissenschaft anzuknüpfen, die sich im internationalen Disput der Gelehrten entwickelte, insbesondere auf internationalen Kongressen. Pirenne schlägt die „vergleichende Methode“ deshalb vor, weil „durch sie, und allein durch sie, die Geschichtsschreibung eine Wissenschaft werden und sich von den Gefühlsgötzen befreien kann. Sie wird es in dem Maße werden, in dem sie die Nationalgeschichte vom Standpunkt der Universalgeschichte aus begreift.“¹¹ Sechs Jahre später greift Marc Bloch (1886-1944) auf dem Osloer Kongress diese Formulierung wieder auf, um das darin enthaltene methodische Programm ins rechte Licht zu rücken. Auch wenn die vergleichende Methode die Möglichkeit eröffnet hat, sich aufrichtig von jeder „Nationalmethodik“ zu verabschieden, ist sie in der Folge zwar oft als „Wegweiser aus Krisen“ in Anspruch genommen worden, doch hat sie sich zu keiner Zeit als ein echtes „Paradigma“ der Geschichtsschreibung durchgesetzt.¹²

Von Deutschland verlernen, das bedeutet auch, sich bewusst machen, dass der Krieg die Voraussetzungen für eine neue Welt geschaffen oder doch aufgezeigt hat. Georg Simmel, 1914 der Inhaber des soziologischen Lehrstuhls in Straßburg, hat dafür ein Gespür, wenn er den Krieg als das „umwälzendste, zukunftsbestimmendste Ereignis seit der Französischen Revolution“ bezeichnet und einen neuen Menschentyp daraus hervorgehend sieht, einen, der er nicht mehr erleben sollte.¹³ Viele teilten diese Einsicht, aber welche Folgen das haben würde, darüber gingen die Meinungen weit auseinander. „Alles ist fragwürdig geworden, das Leben der einzelnen ebenso wie das der Völker, ja selbst das Schicksal der menschlichen Gattung und der Wert der Grundsätze, von denen sie sich leiten lässt“, bemerkt Henri Berr (1863-1954). Dieser Krise, die sich hier vor den Augen aller entfaltet und die ganze Menschheit in Mitleidenschaft zieht, könne sich die Gelehrtenengemeinde, die wissenschaftliche wie die historische, selbstredend nicht entziehen. Die herkulische Aufgabe bestehe daher nicht allein darin, wieder etwas aufzubauen, es müssten vielmehr

¹¹ Henri Pirenne: „De la méthode comparative en histoire, discours d’ouverture“, in G. Des Marez und F.-L. Ganshof (Hrsg.), *Comptes-rendus du cinquième Congrès international des sciences historiques*, Brüssel 1923.

¹² Bloch, „Pour une histoire comparée des sociétés européennes“ (1928), in: M. Bloch, *L’Histoire, la Guerre, la Résistance*, A. Becker und É. Bloch, (Hrsg.), Paris 2016, S. (349-380)

¹³ Georg Simmel: „Die Krisis der Kultur“, Vortrag gehalten im Januar 1916 in Wien, abgedruckt in: *Der Krieg und die geistigen Erscheinungen*, München 1917. Simmel starb 1918.

neue Werkzeuge, neue Methoden und neue Begriffe erfunden werden, um auf eine völlig veränderte Welt zu reagieren.

Ort, Zeit, intellektueller Wandel. Die Orte der *Annales*

Nach 1919 ist die Krise des „Bewusstseins“ besonders den Historikern lebhaft präsent, und in Straßburg gehen die frisch berufenen Historiker daran, die Grundsätze ihrer Zunft zu verändern und die soziale Aufgabe der Geschichtswissenschaft neu zu bestimmen. Lucien Febvre (1878-1956) tritt seinen Lehrstuhl für neuzeitliche Geschichte mit der Ablehnung jeglicher Art von „untertäniger Geschichtsschreibung“ an, einer jeden Geschichtsschreibung, die sich in den Dienst irgendeiner nationalistischen oder ideologischen Sache stellt. Statt dessen fordert er eine Geschichtsschreibung, die dazu beiträgt, die Probleme der veränderten Gegenwart zu verstehen, eine wirtschaftliche und soziale Geschichtsschreibung, die mit der historistischen Tradition bricht, sei es die deutsche oder die französische.

In Straßburg begegnen sich Lucien Febvre und Marc Bloch und nehmen die Zusammenarbeit auch mit anderen Gelehrten auf. Mehr als der Ort ist es „der Geist von Straßburg“, der sich vor allem durch ein Milieu auszeichnet, das intellektuell stimulierend ist, getragen von einem unübertroffenen „Gefühl der Solidarität, der Gemeinschaft, des Austausches“ – von Dauer ist es aber nicht.¹⁴ Obwohl große wissenschaftliche Vorhaben realisiert werden – 1924 erscheinen *Les Rois thaumaturges* von Marc Bloch und ein Jahr später– *Les cadres sociaux de la mémoire collective* von Maurice Halbwachs (1877-1945)– bleiben die Verheißungen und Versprechen kurzlebig.

Febvre, der 1921 Bloch mit ins Boot geholt hat, muss die Gründung einer *Revue internationale d'histoire économique* aufgeben. Bezeichnenderweise sollte der Titel ursprünglich *Revue d'histoire et sociologie économiques* lauten. Seit 1923 klagt er über die Eintrübung der Atmosphäre in Straßburg: „Ich nehme es nicht hin, meine Tage hier zu beenden, Beziehungen unterhalte ich

¹⁴ Brief an Henri Berr, in Lucien Febvre, *Lettres à Henri Berr*, hrsg. von G. Candar und J. Pluot, Paris 1997, S. 65.

schon, aber keine Freundschaften.“¹⁵ Mitte der 20er Jahre, als die politischen und ökonomischen Bedingungen sich verschlechtern und zu einem Hemmschuh werden, verschlechtert sich auch die institutionelle und intellektuelle Lage.

Das Erscheinen der ersten Nummer der *Annales d'histoire économique et sociale* am 15. Januar 1929 findet daher schon an einem anderen Ort und in einem anderen Milieu statt. Gewiss, die Zeitschrift ist in Straßburg konzipiert worden, und manch einer ihrer ersten Mitarbeiter lehrt zwar noch immer dort, aber ihre Gründer, die an der Spitze der Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichtsschreibung gestanden hatten, haben ihren Blick schon lange auf Paris gerichtet. Ab 1925 wartet Lucien Febvre auf eine günstige Gelegenheit, an die Sorbonne zurückzukehren oder demnächst ins Collège de France aufgenommen zu werden; seit 1928 hat er darauf hingearbeitet. Marc Bloch, der erst 1927 zum ordentlichen Professor auf seinem Lehrstuhl für mittelalterliche Geschichte ernannt wird, ist ebenfalls auf dem Absprung. Beiden sollte er gelingen: 1933 dem einen, 1936 – nach einigen Anläufen und Verzögerungen – dann auch dem anderen.

Der Universität Straßburg, die geistiges Terrain zurückgewinnen und als Reformuniversität ein mögliches Modell für das französische Universitätswesen insgesamt sein sollte, war es zwischenzeitlich gelungen, intellektuelle Freiräume zu schaffen, die so in Paris nur schwer durchsetzbar gewesen wären. Indem sie auf die Bildung eines wissenschaftlichen Milieus setzte, das sich in der Forschung von neuen Wegen und Werten anregen ließ, hat sie die Möglichkeiten für eine „kleine geistige Revolution“ (M. Bloch) geschaffen, die sich darin manifestierte, dass Grenzen überschritten, herkömmliche Rahmen gesprengt wurden: der Rahmen der akademischen Welt durch die Hinwendung zur Wirtschaft und zum gesellschaftlichen Handeln, der Rahmen des Fachs durch die Hinwendung zu den Sozialwissenschaften, der Rahmen der Geschichtsschreibung durch die Hinwendung zu Epochen, Quellenakten und der Gegenwart.

Als Geburtsort für das Neue darf man Straßburg jedoch nicht unabhängig von der Zeit betrachten: den Jahren nach dem Krieg. Für die Historiker der

¹⁵ Brief an Henri Berr, Herbst 1923, ebenda, S. 164

Annales, für Marc Bloch und Lucien Febvre war der Krieg eine existentielle Erfahrung – schließlich gehörten sie zur „Generation der Frontsoldaten“ (Marc Bloch) –, vor allem aber war er ein „Versuchslabor der Historie“ (U. Raulff), das Versuchslabor eines neuen historischen Bewusstseins, einer neuen Beziehung von Geschichte und Gesellschaft, einer neuen Beziehung der Geschichte zu Vergangenheit und Gegenwart. Nach dem Krieg empfahl Pirenne gefolgt von Marc Bloch die vergleichende Geschichtswissenschaft als ein Mittel zur Überwindung der Nationalgeschichte. L. Febvre prangerte die „untertänige Geschichtsschreibung“ an und erklärte, jede Geschichte sei Gegenwartsgeschichte. Marc Bloch bediente sich des Handwerkszeugs eines Mediävisten, um seine Gegenwart und die „Falschmeldungen des Krieges“ zu beobachten und zu interpretieren. Mit ihrer Abkehr von der historistischen Tradition, ob nun in ihrer deutschen oder französischen Spielart, proklamieren die *Annales* und der von ihr initiierte historiographische Wandel keinen neuen theoretischen Diskurs, sie versuchen vielmehr die Mentalität und die Arbeitsgewohnheiten des Historikers umzustürzen. Diese Abkehr stand in erster Linie für erkenntnistheoretische und strukturelle Umwälzungen, die die Geschichtswissenschaften, die Geisteswissenschaften und die Wissensgewinnung ins Wanken brachten.

Zu den Paradoxien dieser konstruktiven Abkehr gehört es, dass sie sich von Anfang an selbst als eine Art Tradition behauptet. Im redaktionellen Vorwort zur ersten Ausgabe werden kurz und knapp einige Grundsätze aufgeführt, die weniger programmatisch sind als vielmehr eine bestimmte Geisteshaltung für sich beanspruchen. Schon nach kurzer Zeit sprechen die Herausgeber der Zeitschrift von einem „Geist der *Annales*“, obwohl die Zeitschrift noch nicht auf eine Geschichte zurückblicken kann. 1930 werden in einem neuen redaktionellen Vorwort Überlegungen angestellt, die nicht Bilanz ziehen, sondern die Leitlinien der Zeitschrift schärfen und klären wollen, was daraus für die Festlegung der Sparten folgt. Zudem wird darin bekräftigt, dass die Zeitschrift vom Kollektiv lebt. Zehn Jahre später präzisiert ein weiteres redaktionelles Vorwort, worin dieser „Geist der *Annales*“ besteht: „in einem Geist, der gewissenhaft auf Genauigkeit achtet; der getrieben ist von einer für Ideen offenen Neugierde und vor allem von dem ständigen Bemühen, den

Austausch zwischen den Mitarbeitern zu fördern“.¹⁶ Nicht hingegen zeichnet er sich durch einen besonderen historiographischen Anspruch aus und noch weniger durch intellektuellen Erfolg. Ganz im Gegenteil: Die redaktionelle Note wendet sich mit der Bitte um Unterstützung an die Leser und teilt ihnen mit, dass man vom Vertrag mit dem Verlagshaus Armand Colin zurückgetreten sei, die Zeitschrift aber weiterhin unter Federführung der Autoren unter dem gekürzten Titel *Annales d'histoire sociale* erscheinen werde.

Dass die *Annales* eine Schule bildeten, ist eine Erfindung, die erst nach dem Zweiten Weltkrieg deutlicher Gestalt annehmen wird und zu manch einer Verwirrung geführt hat: über eine im Wesentlichen von ihren Gründern mit Geist erfüllten Zeitschrift und den Sekretär Paul Leuilliot, ein niemals deutlich formuliertes wissenschaftliches Programm und ein Kollektiv, dass in den Zwischenkriegsjahren, ungeachtet der vielen internationalen, oft einzigartigen Beiträge, auf den persönlichen Einsatz ihrer Herausgeber beschränkt blieb, die in Paris ihren jeweils eigenen Weg gingen.

Die Verunsicherung der Vernunft¹⁷

Das nahezu gleichzeitige Erscheinen der *Rois thaumaturges* und der *Cadres sociaux de la mémoire collective* zeugt von dem gemeinsamen Willen, anscheinend irrationale Phänomene rational zu verstehen, wie etwa den Glauben an die heilkräftige Macht oder die Gedächtnisphänomene, die sich in einer Zeit, in der das Irrationale an Boden zu gewinnen scheint, rational als Probleme der „kollektiven Vorstellungen“ begreifen lassen. Diese Koinzidenz ist umso sprechender, wenn man bedenkt, dass Bloch, der mit seiner Studie über die „Falschmeldungen“ auf so brillante Weise die Analyse irrationaler Phänomene in der Geschichte in Angriff genommen hat, dieses Thema nach 1925 fallenlässt, um sich ganz auf Fragen der Wirtschafts- und Sozialgeschichte zu konzentrieren, während Halbwachs die Untersuchung zum Gedächtnis, zwar nicht aufgegeben hat, ihr aber vor 1941 kein neues Werk

¹⁶ Marc Bloch und Lucien Febvre, „A nos lecteurs“, in *Annales d'histoire économique et sociale*, 54 (1938), S. 481f.

¹⁷ Der Ausdruck ist dem Titel des wunderbaren Buches von Enrico Castelli-Gattinara, *Les inquiétudes de la raison*, Paris 1998, entlehnt.

widmet.¹⁸ Zum gleichen Zeitpunkt hält Lucien Febvre im elsässischen Mühlhausen eine Reihe von Vorträgen über die „Zivilisation der Renaissance“, die an die ernüchternden Worte von Paul Valéry (1891-1945) anknüpft: „Wir anderen Zivilisationen, wir wissen nun, dass wir sterblich sind.“ Die düsteren Reflektionen dürften, wie Febvre meint, nicht die Notwendigkeit verstellen, zu erfassen und zu verstehen, „welche Zivilisation sich morgen in dieser neuen Welt etablieren wird“.¹⁹

Das Thema Krise, Krisen, Abbruch oder Zusammenbruch der Zivilisation ist kurz nach Kriegsende allgegenwärtig.²⁰ Wenn, um mit Célestin Bouglé (1870-1940) zu reden, der Krieg „ein Skandalon der Vernunft“ war, dann hat er vor allem eine oder mehrere Krisen enthüllt, tiefgehende Krisen großen Ausmaßes, „eine allgemeine und tiefgehende Krise der Ideen und wissenschaftlichen Begriffe, was einen plötzlichen Aufschwung bestimmter Wissenschaften ausgelöst hat [...]“.^{21/22} In Lucien Febvres Augen ist die Krise Folge einer „wahrhaft ideologischen Revolution“, die sich im Scheitern und Zusammenbruch eines ‚Theoriegebäudes‘ zeigt, das sich seit dem 17. Jahrhundert entwickelt hat: die rationale Mechanik. An diesem neuen Ausgangspunkt „spielt das große Drama der Relativitätstheorie, die das ganze Gebäude der Wissenschaften erschüttert und ins Wanken gebracht hat“, und davor war jener andere große „Geisteswandel“ zu beobachten, das Sprengen der „Perspektive“ und die Geburt der abstrakten Kunst, die die Darstellungsweisen, die Art zu sehen und über die kulturellen Weltbezüge nachzudenken umgestoßen haben.^{23/24} Die Verunsicherung der Vernunft entspringt der „Zersetzung der beiden Vorstellungen von Zivilisation, der wissenschaftlichen und der pragmatischen“. Die eine erkennt die Vielfalt der

¹⁸ Marc Bloch: „Réflexions d'un historien sur les fausses nouvelles de la guerre“, in *Revue de synthèse historique*, 33 (1921), S. 17-39.

¹⁹ Lucien Febvre: „Civilisation, évolution d'un mot et d'un groupe d'idées“, in *Première Semaine Internationale de Synthèse, Civilisation, le mot et l'idée*, Paris 1930, S. 1-56

²⁰ Siehe dazu auch Bertrand Müller, „Marc Bloch und die Sozialwissenschaften“, in *Marx Bloch. Historiker und Widerstandskämpfer*, hrsg. von Peter Schöttler, Frankfurt/New York 199, S. 72-101.

²¹ Célestin Bouglé, „Tradition française et Société des Nations“, in *De la sociologie à l'action sociale. Pacifisme. Féminisme. Coopération*, Paris 1923, S. 20.

²² Lucien Febvre, „L'histoire en France depuis 10 ans“, in Bertrand Müller, „Histoire traditionnelle et histoire nouvelle: un bilan de combat de Lucien Febvre“, in *Genèses. Histoire et sciences sociales*, 35 (1999).

²³ Febvre, „Vivre l'histoire, propos prononcés à la rentrée de 1941 à l'ENS“, in L. Febvre, *Vivre l'histoire*, Paris 2009, S. 29.

²⁴ Febvre, „La vie cette enquête continue“, in Febvre, *Vivre l'histoire*, Paris 2009, S. 49.

Zivilisationen an, die andere tröstet sich nicht mit der Dominanz „einer höheren Zivilisation, die von den weißen Völkern Westeuropas und Nordamerikas getragen und verbreitet wird“.

Wenn ich hier an Überlegungen Febvres erinnere, die seit den 1930er Jahren entwickelt worden sind, dann weil sie uns in eine andere Zeitlichkeit versetzen, uns auf andere Brüche stoßen, die sich, vor allem nach dem Krieg, jenseits der Krise des Fortschritts, der Krise der Moderne, der Krise des Historismus abzeichneten. Diese haben ihn kurz nach dem Krieg dazu veranlasst, drei Erkenntnisse für die Geschichtsschreibung zu formulieren. Die erste ist moralischer Natur und in erster Linie eine Zurückweisung. „Eine nützliche Geschichtsschreibung ist eine untertänige Geschichtsschreibung“, mit dieser Schlussfolgerung weist er auf die ideologischen Auswüchse während des Krieges hin.²⁵ Diese Absage an die Untertänigkeit fordert nicht, sich aus der Gesellschaft zurückzuziehen, es geht ihr vielmehr die Neugeburt einer „Historikerschaft“, die zunehmend „im Widerspruch zu ihrer eigenen Epoche steht“. Die zweite Erkenntnis bringt ebenfalls eine Überzeugung zum Ausdruck: Geschichte ist eine eigenständige Wissenschaft, untrennbar verbunden mit der sie umgebenden wissenschaftlichen Welt und Mitglied der „Gemeinschaft der Wissenschaften“. Diese beiden Erkenntnisse enthalten nicht das geringste „positivistische“ Zugeständnis, sondern künden von dem klaren Willen, der Geschichtswissenschaft eine rational konstruktivistische Richtung vorzugeben, von ihr die „stets währende Unruhe eines wachen, sich einmischenden Geistes“ zu verlangen. Die letzte Erkenntnis ist pragmatischer Natur, da die Anstrengung nach dem Krieg vor allem dem Wiederaufbau galt, einer Aufgabe, die sich dem Historiker auf sämtlichen Feldern aufdrängte. Auf dem des Unterrichts: Es mussten neue Lehrpläne her. Auf dem der Ausbildung: Es bedurfte einer anderen historischen Kultur. Und vor allem auf dem der Forschungsorganisation.

Die Krise der Geschichtsschreibung stellt die Historiker indessen noch vor Probleme einer ganz anderen Dimension, denn es genügt nicht das Fach wiederaufzubauen, seine Grundlagen und sein Zeitbezug haben neu gedacht zu werden. Das heißt, es gilt ein neues wissenschaftliches Programm zu

²⁵ L. Febvre, „L’histoire dans le monde en ruines. Leçon d’ouverture“, in *Revue de synthèse historique*, 30, 88 (1920), S. 2-15.

formulieren, dessen Schwerpunkt auf ökonomischen und sozialen Problemen liegt und das darüber hinaus intern Kritik an der „traditionellen Geschichtsschreibung“ und extern an den „Produzenten einer wohlfeilen Geschichtsphilosophie“ übt.²⁶ Die von Febvre offen eingenommene „kämpferische“ Haltung ist für die Nachkriegsveränderungen bezeichnend und sicherlich nicht ganz neu, doch in ihrer Radikalität drückt sie deutlich aus, welche Verschiebungen und Umgestaltungen hier am Werk sind und wie diese in der Geschichtsschreibung ebenso wie in der Soziologie und der Psychologie in dem gemeinsamen Willen zusammenlaufen, den Geisteswissenschaften einen neuen Platz anzuweisen.

Ein wesentliches Instrument dieser Auseinandersetzungen waren die *Annales* in den Zwischenkriegsjahren, aber sie waren nicht das einzige. Febvre hat weder der *Revue de synthèse* noch dem 1925 gegründeten *Centre de synthèse* den Rücken gekehrt.

Obgleich als „Versuchsanstalt“ für die Reform der Universitäten gedacht, musste sich die Universität Straßburg damit begnügen, ein Vorzimmer der Sorbonne zu sein. Sie war eine Gefangene der Nachkriegspolitik, nicht zuletzt als ein Beobachtungsposten gegenüber von Deutschland geplant bleibt sie gespalten hinsichtlich der Frage, welche Haltung sie zum Nachbarland einnehmen soll; schließlich liegt sie am Rhein, der nicht nur die Grenze bildet, sondern auch eine Konfliktzone, einen deutsch-französischen Zankapfel.

Aus dem Französischen von Christiana Goldmann

²⁶ Febvre hat hier ebenso sehr Charles Péguy und Paul Valéry im Auge wie Oswald Spengler oder Arnold Toynbee.